

Freitag, 7. April 1995

Mühsam sog er Luft in die brennende Lunge. Mit zitternden Händen suchte er nach einem Halt auf dem Laken, doch seine Nägel kratzten kraftlos über den glatten Stoff.

Mit den Lippen versuchte er, Worte zu formen, aber er brachte keinen Ton heraus. Stattdessen breitete sich dieser säuerliche Geschmack weiter in seiner Mundhöhle aus und je öfter sich sein Magen zusammenkrampfte, umso intensiver wurde dieser abscheuliche Geschmack, der einen pelzigen Belag auf seiner Zunge entstehen ließ.

Etwas war in seinen Körper gedrungen, hatte sich ausgebreitet und die Kontrolle übernommen. Er war zu schwach, sich dagegen zu wehren. Sein Körper gehorchte nun einer anderen Macht. Unkontrolliert und mit schnellem Rhythmus ließ diese seine Glieder zucken, pochte mit voller Wucht an seine Schläfen, sein Herz klopfte und das Blut rauschte in seinen Ohren. ›Dong, Dong, Dong‹. Wie ein Presslufthammer, der eine Betonplatte zerstörte, hallte es in seinem Kopf wider.

Zwanghaft versuchte er die Augen offen zu halten, wollte die Bilder, die wie Blitzlichter vor seinem inneren Auge aufflackerten, sobald seine Lider sich senkten, nicht sehen, konnte sie nicht ertragen.

Ein allerletztes Mal versuchte sein Körper sich aufzubäumen, er rang gierig nach Luft, aber das bleierne Gewicht, welches sich auf seinen Brustkorb legte, war stärker. Er war fest überzeugt, sein Kopf würde in wenigen Sekunden zerspringen, und seine Muskeln würden

wie Angelschnüre, an denen ein zu großer Fisch hing, einfach reißen.

Er schloss die Augen und dachte, dass die Wahrheit nun für immer verloren war.

2

Freitag, 26. Mai 1995

Lieber Großvater,

ich bin gut bei Onkel Hannes angekommen. Die Zugfahrt war sehr schön. Ich hatte einen Fensterplatz und habe die ganze Zeit hinausgeschaut. Neben mir saß ein Junge, der aus Norddeutschland kam. Der hieß Sönke und war sehr nett.

Am Bahnhof hat mich die Schwester von Onkel Hannes, Tante Lisbeth, abgeholt. Ich konnte sie gar nicht übersehen, denn sie ist sehr dick und laut. Schon als ich ausstieg, rief sie über den gesamten Bahnsteig hinweg meinen Namen. Ein wenig peinlich war es schon, da plötzlich alle Augen auf mich gerichtet waren, ganz besonders, als sie mich umarmte und mich mehrere Male küsste. Ihr Mund war mit Lippenstift bemalt, den ich nachher im ganzen Gesicht hatte. Aber sie meinte es ja nur gut und irgendwie habe ich sie gleich gemocht.

Über die Bundesstraße sind wir mit ihrem alten VW nach Risum-Lindholm gefahren, ins Dorf von Onkel Hannes. Tante Lisbeth hat die ganze Fahrt geredet und gere-

det. Ich war allerdings viel zu aufgeregt und habe gar nicht richtig zugehört. Draußen wurde es schon dunkel. Ich habe aber trotzdem gesehen, dass es hier sehr wenige Häuser gibt. Dann habe ich Tante Lisbeth gefragt, warum ich eigentlich nicht bei ihr wohnen könnte, schließlich fand ich sie sehr nett. Sie hat aber nur geantwortet, dass sie viel arbeiten würde und ihre Wohnung sowieso viel zu klein für zwei Personen sei. Bei Onkel Hannes hätte ich ein eigenes Zimmer und es gäbe auch einen Garten zum Spielen. Das würde mir sicher besser gefallen als ihre kleine Wohnung. Ich fand, dass Tante Lisbeth recht hatte. Ich war mächtig gespannt, wie es bei Onkel Hannes sein würde. Ob das Zimmer auch so schön wie bei dir sein würde, habe ich mich gefragt. Du weißt ja, wie gerne ich an meinem Schreibtisch am Fenster sitze und manchmal einfach nur so den Wolken am Himmel zugucke.

Die Fahrt dauerte nicht besonders lang. Schon bald hatten wir das Dorf und wenig später Onkel Hannes' Haus erreicht. Draußen war es allerdings schon dunkel, sodass ich nicht viel erkennen konnte. Onkel Hannes stand im Schein einer kleinen Lampe, die über der Haustür hing. Er ist sehr groß, nicht so dick wie Tante Lisbeth, aber in dem schummrigen Licht der kleinen Lampe wirkte er irgendwie unheimlich. Tante Lisbeth ist dann plötzlich ganz komisch geworden. Sie hat Onkel Hannes nur kurz begrüßt, meine Koffer ausgeladen, und ehe ich mich versah, saß sie bereits wieder im Auto und winkte mir zum Abschied zu. Onkel Hannes hatte bis dahin noch nicht ein einziges Wort gesagt. Er nahm meine Koffer und sagte: »Komm mit.« Dann ging er ins Haus.

Drinnen gab es kaum Möbel. Vielleicht lag es daran, dass es draußen bereits dunkel war und durch die klei-

nen Fenster kaum Licht hereinfiel, aber ich fand alles ein wenig unheimlich.

Nun sitze ich hier in einem kleinen Zimmer und schreibe diesen Brief. Onkel Hannes ist, nachdem er mir mein Zimmer gezeigt und zum Abendbrot einen Teller Gemüsesuppe aufgefüllt hatte, ausgegangen. Er hat nicht mit mir geredet, nur ein dunkles Jackett angezogen, eine schwarze Wollmütze aufgesetzt und das Haus verlassen.

Vor mir stehen meine Koffer. Ich habe gar keine Lust, sie auszupacken. Wenn ich doch nur bei dir sein könnte! Du fehlst mir so! Ich versuche jetzt zu schlafen und die Koffer packe ich vielleicht morgen aus.

Ich habe dich ganz schrecklich lieb und schreibe dir so schnell es geht wieder, damit du weißt, wie es mir geht.

*Viele liebe Grüße
dein Tom*

Tom saß in der kleinen, dunklen Küche von Onkel Hannes.

An den Tag seiner Ankunft, den er in diesem Brief beschrieben hatte, konnte er sich noch sehr genau erinnern. Damals war er zehn Jahre alt gewesen. Sein Großvater, der ihn nach dem tödlichen Autounfall seiner Eltern bei sich aufgenommen hatte, war kurz zuvor gestorben. Außer Onkel Hannes, den Stiefbruder seiner Mutter, hatte man keine anderen Verwandten ausfindig machen können. Nur widerwillig hatte er sich damals bereit erklärt, die Vormundschaft für Tom zu übernehmen, und ihn zu sich geholt. Tom hatte noch gar nicht recht begriffen, dass sein Großvater tot war. Er hatte eher das Gefühl gehabt, eine Art Ferien bei Onkel Hannes zu verbringen, irgend-

wie vorübergehend, nichts Endgültiges. Deshalb hatte er diese Briefe geschrieben. Für ihn war sein Großvater nicht tot, nicht unerreichbar gewesen. Für ihn war er lebendig geblieben. Tom war mit seinen Gefühlen und Gedanken so fest mit seinem Großvater verbunden gewesen, dass er sich nicht hatte vorstellen können, dass es ihn nicht mehr gab, dass er nicht mehr für ihn da war, ihm nicht mehr zuhörte.

Aber er war tot. Genauso tot wie Onkel Hannes jetzt. Das war der Grund, warum Tom nach all den Jahren hierher zurückgekehrt war.

Einen Teil der Strecke war er mit dem Zug gefahren. Wie damals. Er hatte am Fenster gesessen und hinausgesehen. Aber von der vorüberfliegenden Landschaft hatte er nichts wahrgenommen, sondern versucht, sich an Onkel Hannes zu erinnern. Bilder seiner Kindheit waren vor seinem inneren Auge aufgetaucht und hatten Erinnerungen mit sich gebracht, die Tom längst vergessen geglaubt hatte.

Ab Hamburg war er mit einem Mietwagen weitergefahren, zunächst die A 7 bis Flensburg und dann über die Bundesstraße. In Schafflund hatte er an einem Supermarkt angehalten, Brot, Käse und einen billigen Rotwein gekauft.

Den Haustürschlüssel hatte er dort gefunden, wo er bereits früher für Notfälle versteckt gewesen war: an einem rostigen Nagel hinter dem verwitterten Vogelhäuschen an der alten Birke im Garten.

Mit zitternden Händen hatte er die Haustür aufgeschlossen und war nach einem kurzen Moment des Zögerns eingetreten. Viele Jahre waren vergangen, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Die Dunkelheit und der leicht modrige Geruch hatten ihn wie damals empfangen. Für einen kurzen Augenblick hatte er sich plötzlich klein und hilflos

gefühlt. Der Druck aus seiner Magengegend hatte sich ausgebreitet. Eine halbe Ewigkeit war vergangen, bis er in der Lage gewesen war, die Tür hinter sich zu schließen. Durch den dunklen Flur war er in die Küche gegangen.

Und dort saß er nun.

Im Küchenschrank hatte er ein altes Weinglas gefunden. Ein Korkenzieher war nicht erforderlich gewesen. Der billige Rotwein hatte lediglich durch einen Schraubverschluss »entkorkt« werden müssen. Das Brot und den Käse hatte er in kleine Stücke geschnitten und sich dann mit seiner kleinen Mahlzeit am Küchentisch niedergelassen.

Seine Blicke wanderten durch den Raum. Alles sah genauso aus wie damals: die leicht vergilbten Gardinen, der fleckige Linoleumfußboden, die viel zu laut tickende Küchenuhr in Form eines Wandtellers. »Merkwürdig«, dachte er. Als er hier gewohnt hatte, war ihm nie aufgefallen, dass die Uhr ein Jubiläumsgeschenk des Deichbauamtes gewesen sein musste. Während er sie betrachtete, sah er zum ersten Mal, dass um das Bild einer blauen Riesenwelle mit kleinen verschnörkelten Buchstaben eine Art Glückwunsch geschrieben stand: »Für jahrelange treue Dienste« und »Wir freuen uns auf viele weitere erfolgreiche Jahre gegen den »Blanken Hans« mit unserem Kollegen Hannes Friedrichsen«.

Tom kratzte sich am Hinterkopf. Er konnte sich überhaupt nicht daran erinnern, dass und vor allem was Onkel Hannes damals gearbeitet hatte.

Er trank einen Schluck vom Rotwein und dachte, dass er eigentlich so gut wie gar nichts von seinem Onkel wusste. Wer war er gewesen? Was hatte er erlebt? Wer waren seine Freunde gewesen? Wie war er gestorben?

Onkel Hannes war tot, ihn konnte er nicht mehr fragen. Alles, was Tom von ihm geblieben war, waren diese Briefe, die er in einem alten Schuhkarton auf dem Küchenschrank gefunden hatte. In ihnen hatte er seine Gefühle und Erlebnisse seinem einzigen Vertrauten mitgeteilt und nicht gewusst, dass Onkel Hannes sie verständlicherweise nie abgeschickt und sie stattdessen in diesem Schuhkarton gesammelt hatte.

Der Rotwein und das monotone Ticken der Küchenuhr machten ihn schläfrig. Er schloss die Augen. »Nur ganz kurz ausruhen«, dachte er, doch dann übermannte ihn der Schlaf.

3

»Verdamm mich noch mal!«, fluchte Broder Petersen, während er den Telefonhörer mit Wucht auf die Gabel des grünen Tastentelephons knallte. Klaus Nissen hatte gerade ihre wöchentliche Verabredung abgesagt, und dies schon zum dritten Mal.

Klaus war vor gut einem Jahr zu seiner Tochter nach Husum gezogen. Früher hatte er ebenfalls im Dorf gelebt, war aber, nachdem seine Frau gestorben war, zu seiner Tochter gezogen. Die Entfernung war nicht gerade gering, trotzdem besuchte Klaus Broder in der Regel einmal die Woche. Aber in letzter Zeit hatte der Freund immer häufiger abgesagt. Mal war es die Enkelin, die beaufsichtigt werden musste, ein anderes Mal lag er angeblich krank im Bett.

Broder war wütend. Er griff nach seinem Gehstock und stemmte sich mühsam aus seinem Sessel. Mit langsamen Schritten humpelte er zur Zimmertür.

»Frank! Frank!«

Auf sein Rufen folgte keine Reaktion. Seine Stimme wurde lauter.

»Frank!«

Die Tür am anderen Ende des Flures wurde geöffnet und eine blonde Frau streckte ihren Kopf heraus.

»Was schreist du schon wieder, Papa? Frank ist nicht da.«

»Wo steckt er denn schon wieder?«

»In der Stadt.«

Sie war Mitte dreißig, hochgewachsen und entsetzlich dürr. Unter ihren Augen lagen dunkle Ringe. Sie sah müde aus.

»In der Stadt, in der Stadt«, äffte Broder die junge Frau nach. »Na gut«, sagte er schließlich, »dann fährst du mich eben zum ›Deichgrafen‹, Meike.«

»Ich denke gar nicht daran, deine Kneipenbesuche zu unterstützen«, versuchte sie, Broder zu widersprechen. »Du weißt, was der Arzt letzten Monat zu dir gesagt hat. Kein Alkohol, und mit dem Rauchen sollst du auch aufhören!«

»Ja, ja, aber wer will schon, dass ich hundert Jahre alt werde? Ihr ja wohl am allerwenigsten. Könnt es ja kaum abwarten, euch den Hof untern Nagel zu reißen!«

Meike holte tief Luft. Sie kannte zwar die gehässigen Unterstellungen ihres Schwiegervaters, dennoch konnte er sie damit immer wieder zur Weißglut treiben. Sie öffnete gerade den Mund, um etwas darauf zu erwidern, als Broder sich umdrehte und in einem Ton, der keine Widerrede zuließ, befahl:

»Zieh dich an und hol die Autoschlüssel. Ich warte vor der Tür.«

Er ging zurück in sein Zimmer, das rechte Bein leicht nachziehend.

Das Trommeln der Regentropfen gegen die kleinen Scheiben des Küchenfensters weckte ihn auf. Es war stockdunkel. Die Leuchtziffern auf seiner Armbanduhr zeigten kurz nach Mitternacht an.

Im Dunkeln tastete er sich vorsichtig in Richtung Küchentür, suchte nach dem Lichtschalter. Seine Erinnerungen und sein ausgeprägter Orientierungssinn ließen ihn nicht im Stich. Unter seinen Fingern fühlte er den Kunststoff des Kippschalters.

Das grelle Licht schmerzte. Tränen schossen ihm in die Augen, er hatte Kopfschmerzen.

Aus dem Schuhkarton nahm er sich einen der Briefe, stieg dann mit seinem Schlafsack, den er vorsichtshalber mitgebracht hatte, die Treppe zu seinem alten Zimmer hinauf. Die vierte und die neunte Stufe knarrten lauter, als er es in Erinnerung hatte.

In seinem Zimmer sah alles so aus, als wäre er nie fort gewesen. Achtzehn Jahre waren hier scheinbar spurlos vorübergegangen.

Er ließ sich auf sein altes Bett fallen und betrachtete die Bücher in den Regalen. »Winnetou«, »Sherlock Holmes«, »Der Graf von Monte Christo«, dazwischen einige Bücher von Hesse, Böll und Kafka. Neben dem Bücherregal der Schreibtisch mit der roten Stehlampe, an der Wand ein Poster von den Rolling Stones.

Er rollte den Schlafsack aus, schaltete die kleine Lampe

über dem Bett ein und legte sich hin. Im Schein der kleinen Lampe öffnete er den Brief und begann zu lesen:

Lieber Großvater,

nun bin ich schon einige Tage hier bei Onkel Hannes. Ein wenig habe ich mich schon eingelebt, aber Onkel Hannes spricht immer noch nicht sehr viel mit mir.

Am ersten Tag hat er mir nur kurz erklärt, dass er viel Arbeit hätte und ich deshalb mit anpacken müsste. Ich muss also den Tisch auf- und abdecken, spülen und aufräumen, Holz für den Kamin holen und den Garten in Ordnung halten. Du siehst, hier ist es ganz anders als bei dir. Hier habe ich wenig Zeit zum Spielen.

Nach dem Frühstück geht Onkel Hannes immer aus dem Haus und kommt erst am späten Nachmittag wieder. Ich habe ihn gefragt, was er für eine Arbeit hat, aber er hat nur gesagt: »Na, Arbeit eben.«

Bei Tag ist es hier im Haus nicht ganz so finster. Dafür sieht man aber, dass es hier keine Frau Menzel gibt, die zum Saubermachen kommt. Deshalb habe ich gestern die Küche gefegt und aufgewischt, das Geschirr gespült und sogar die Fenster habe ich geputzt. Aber Onkel Hannes ist es nicht einmal aufgefallen. Jedenfalls hat er nichts gesagt. Überhaupt benimmt er sich meistens so, als sei ich gar nicht da. Er spricht sehr wenig. Ich glaube, ich störe ihn. Wenn er doch nur mit mir reden würde. Ich fühle mich so allein.

Abends ist es immer besonders schlimm. Onkel Hannes geht fast jeden Abend aus. Er sagt mir nicht, wohin er geht oder wann er wiederkommt, so wie du. Er liest

mir auch keine Geschichte am Bett vor, wie du es immer tust. Er brummt meist nur »Gute Nacht« und verschwindet dann.

Ich war so neugierig, wollte unbedingt wissen, wohin er immer geht. Also bin ich ihm heute Nacht einfach gefolgt. Ich habe meine Stiefel angezogen, mir meine Jacke geschnappt und bin ganz schnell hinter ihm her. Er ging die Dorfstraße entlang bis zu einer Gaststube, die auf einem Hügel lag. Die Fenster waren alle hell erleuchtet. Wie ein Indianer habe ich mich angeschlichen. Durch ein Seitenfenster, das durch einen Busch halb verdeckt war, konnte ich heimlich in die Gaststube blicken. Drinnen saßen mehrere Männer an verschiedenen Tischen. Ich war gespannt, an welchen Tisch, zu welchen Männern sich Onkel Hannes wohl setzen würde. Aber als er die Gaststube betrat, passierte etwas ganz Merkwürdiges. Alle Männer blickten auf Onkel Hannes, der in der Tür stand, und rutschten dann näher zueinander, steckten ihre Köpfe zusammen und tuschelten. Onkel Hannes hat sich alleine an einen Tisch ganz hinten in der Gaststube gesetzt. Der Wirt brachte ihm ein Bier und er saß dort und starrte in sein Glas.

Da bin ich wieder nach Hause gegangen. Und nun frage ich mich, warum Onkel Hannes jeden Tag in diese Kneipe geht. Scheinbar hat er doch gar keine Freunde. Es war halt nicht so wie bei dir, Großvater, wenn du bei deiner Stammtischrunde warst, deine Freunde dich freudig begrüßten und ihr euch über die Neuigkeiten unterhalten habt. Ich erinnere mich noch ganz genau, als du mich einmal in den Ferien zu deinem Stammtisch mitgenommen hast. Das war ganz anders. Onkel Hannes saß nur

allein an seinem Tisch, starrte in sein Glas und niemand sprach mit ihm. Warum nicht?

Oh, ich höre Onkel Hannes nach Hause kommen. Ich muss schnell Schluss machen und das Licht löschen, damit er nicht merkt, dass ich noch wach bin.

*Viele liebe Grüße
dein Tom*

4

Als er wach wurde, schien die Sonne durch das kleine Dachfenster. Er stand auf, öffnete es ganz weit und atmete tief ein.

›Was für eine tolle Luft‹, dachte er, ›einfach einmalig!‹ In München hatte er oft das Gefühl, gar nicht richtig atmen zu können. Diese stickige, heiße Luft, die abgestanden und verbraucht über der Stadt hing. Überhaupt kein Vergleich zu hier: die Frische und Würze der Seeluft, die den Kopf frei machten. Für einen winzigen Augenblick schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, Onkel Hannes' Haus zu behalten und hierherzuziehen. Das Dorf schien so friedlich. Er schüttelte seinen Kopf, als könne er damit die für ihn so absurden Gedanken vertreiben.

In der Küche standen noch Brot und Käse. Eine Fliege hatte sich bereits darauf niedergelassen. In aller Ruhe erkundete sie die Essensreste auf dem Teller. Tom verscheuchte das Insekt, als er nach einem Stück Käse griff.

Im kleinen Bad direkt neben der Treppe putzte er sich

kurz die Zähne und spritzte etwas kaltes Wasser in sein Gesicht. Er zog sich an, nahm seine Jacke, griff nach den Autoschlüsseln auf dem Regal im Flur und trat hinaus in die angenehm frische Morgenluft. Der Himmel war strahlend blau, nur ein paar winzig kleine Wolken trieben hier und da träge vor sich hin. Er fuhr den kleinen Weg hinter dem Haus entlang, der zum Friedhof führte.

Frank Petersen stieg aus dem Taxi. Es war früh am Morgen, alle Bewohner des Hofes schienen noch zu schlafen.

Im Hausflur kam ihm der Knecht entgegen. Ohne ein Wort gingen sie aneinander vorbei. »Lass ihn doch denken, was er will«, murmelte Frank. Er polterte die Treppe in den ersten Stock hinauf. Oben blieb er kurz stehen, horchte, ob jemand wach geworden war, doch alles blieb ruhig.

»Tja, Alter«, flüsterte Frank schadenfroh vor der Tür zum Zimmer seines Vaters, »deine Ohren sind auch nicht mehr das, was sie mal waren.«

Er ging ins Wohnzimmer, schaltete das Radio ein. Herbert Grönemeyer sang gerade »Alkohol«, und Frank grölte laut mit. Aus seiner Manteltasche holte er Zigaretten und Streichhölzer. Erst mit dem dritten Streichholz gelang es ihm, die Zigarette zum Glimmen zu bringen. Er ließ sich auf das Sofa fallen und inhalierte den Rauch. Vom Flur her hörte er schlurfende Schritte, und unweigerlich verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen, noch ehe die Tür geöffnet worden war.

»Wo bist du gewesen?«, wollte Broder von ihm wissen.

»Guten Morgen erst einmal«, entgegnete Frank, »und um auf deine Frage zu antworten: Ich war aus.«

»Aus, aus, die ganzen letzten Wochen warst du aus. Wo du gewesen bist, will ich wissen.«

»Ich glaube nicht, dass dich das was angeht.«

Frank drückte die Zigarette in dem kleinen Metallaschenbecher vor sich auf dem Couchtisch aus, dann stand er auf und trat Broder gegenüber. Rein körperlich war Frank seinem Vater schon lange überlegen, einen Kopf größer und ein Kreuz, das beinahe doppelt so breit war wie Broders. Überhaupt kam Frank mehr nach seiner Mutter. Für eine Frau war sie sehr groß und stämmig gewesen, eher ein burschikoser Typ. Und das dunkle Haar hatte Frank ebenfalls von ihr geerbt.

»Wenn du mich jetzt wohl entschuldigst? Ich habe noch Schlaf nachzuholen.«

Frank schob sich ohne ein weiteres Wort an seinem Vater vorbei in den Flur und verschwand im Schlafzimmer. Angezogen warf er sich aufs Bett. Durch einen kurzen Seitenblick vergewisserte er sich, dass Meike nicht aufgewacht war. Dann schloss er die Augen und fiel augenblicklich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als Meike nach nur wenigen Minuten ein leises, regelmäßiges Schnarchen hörte, kroch sie vorsichtig unter ihrer Bettdecke hervor und stand auf.

Frank hatte sich nicht geirrt, sie war tatsächlich nicht aufgewacht, als er sich plump und rücksichtslos einfach aufs Bett hatte fallen lassen. Sie hatte gar nicht geschlafen. Leise griff sie nach Franks Mantel, den er direkt vor seinem Bett ausgezogen und achtlos auf den Boden hatte fallen lassen. Meikes Hand glitt in die Seitentaschen. Nichts. Erleichtert atmete sie auf.